

LS: Sie blicken in Ihrer Forschung immer wieder auf den „gap“ zwischen islamischen Theologien, den gesellschaftlichen Diskursen und dem vielfältigen Alltagsleben von Musliminnen und Muslimen. Ich denke hier z. B. an die pluralen religiösen islamischen Räume ebenso wie die Anforderungen, denen Muslim*innen sich in einer säkular orientierten und gleichzeitig häufig islamfeindlichen Gesellschaft gegenüber sehen.

Wie würden Sie die Spannungen, in denen sich Muslim*innen in Deutschland heute befinden, umreißen?

„Religionskritik gehört zum Erbe der Aufklärung“

Ein Gespräch mit Susanne Schröter

Schröter: Um diese Frage zu beantworten, muss zunächst ermittelt werden, wer denn eigentlich die Muslime sind. Ebenso wie der Islam sind auch die Menschen, die als Muslime bezeichnet werden, in jeder Hinsicht heterogen. Wir müssen uns daher fragen, über wen wir sprechen. Dazu kommt das Problem, dass Menschen aus muslimisch

geprägten Gesellschaften meist eine islamische Religiosität unterstellt wird, die tatsächlich aber nicht unbedingt existent ist. Ich kenne viele Menschen, die islamisch sozialisiert wurden, sich aber dennoch als Agnostiker oder gar als Atheisten bezeichnen. Wie ich bei Interviews mit Geflüchteten feststellte, genießen viele die Freiheit, nicht religiös sein zu müssen.

LS: Können Sie bei der Heterogenität der Muslime unterschiedliche Gruppen identifizieren?

Schröter: Von denjenigen, die sich als Muslime bezeichnen, muss vermutlich die Mehrheit als „Kulturmuslime“ bezeichnet werden. Das lassen quantitative und qualitative Forschungen zu Einstellungen erkennen. Als Kulturmuslime verstehe ich diejenigen, die sich keiner religiösen Gemeinschaft anschließen und ihre Beziehung zu Gott als etwas Persönliches verstehen, das niemanden etwas angeht. Einige dieser Kulturmuslime praktizieren durchaus religiöse Rituale. Sie fasten während einiger Tage oder während des gesamten Ramadans, gehen hin und wieder in eine Moschee oder halten sich an verschiedene religiöse Gebote. Die Entscheidung darüber fällen sie aber nach eigenem Gewissen, und diese ist durchaus ver-

Susanne Schröter

Dr. phil. habil., Professorin für Ethnologie kolonialer und postkolonialer Ordnungen an der Goethe-Universität Frankfurt; Direktorin des Frankfurter Forschungszentrums Globaler Islam (FFGI).

Ute Leimgruber

Dr. theol. habil., Professorin für Pastoraltheologie an der Universität Regensburg; Mitglied der Schriftleitung der „Lebendigen Seelsorge“.

änderbar. So lehnen einige von ihnen den Konsum von Alkohol ab, andere trinken aber bescheiden und andere wechseln zwischen Phasen des Trinkens und der Abstinenz. Viele trinken so wie andere Deutsche auch, einige sogar exzessiv, um nach einigen Jahren religiös geläutert in Abstinenz zu verfallen. Zu den Kulturmuslimen zähle ich auch die liberalen, humanistischen und säkularen Muslime, die sich dezidiert für Reformen des Islam einsetzen. Der Begriff Reformen meint dabei eine bestimmte Herangehensweise an sakrale Texte, insbesondere den Koran und die Sunna, die prophetischen Überlieferungen. Reformorientierte Muslime praktizieren hermeneutische Methoden, wie sie in allen modernen Theologien zum wissenschaftlichen Standard gehören. Sie betrachten den historischen Kontext der sakralen Texte und entscheiden sich im Zweifelsfall dafür, bestimmte Verse oder Glaubenssätze in der Gegenwart zu verwerfen. Ein Beispiel sind die koranischen Verse, die die Dominanz von Männern über Frauen betonen oder diejenigen, die als Rechtfertigung für Gewalt gegen Andersgläubige gelesen werden können.

Eine weitere Gruppe sind diejenigen, die ich als fromme Muslime bezeichne. Für sie steht die Religion im Mittelpunkt des Lebens. Moderne Verfahren der Theologie lehnen sie ab und bevorzugen eine weitgehend skripturalistische Lesart der heiligen Quellen. Aus diesem Grund kann man sie auch als Fundamentalisten bezeichnen. Dass sie den Regeln des Islam Folge leisten, versteht sich von selbst. Allerdings stellen auch die Frommen keine homogene Gruppe dar. Es gibt Vertreter sufistischer Orden, die die Anweisungen ihrer Scheichs beherzigen, Mitglieder großer transnationaler Organisationen wie der Muslimbruderschaft oder auch junge Radikale, gemeinhin Salafisten genannt, die sich in eigenen Subkulturen eingerichtet haben.

Spannungen zwischen Muslimen und der Gesellschaft existieren ausschließlich bei den Frommen, wenn diese Normen verwirklicht sehen möchten, die mit denen kollidieren, die in Deutschland üblich sind. Dazu zählt die Geschlechtertrennung im Schwimm- und Sportunterricht oder das Kopftuch für Angestellte im Staatsdienst.

LS: Häufig wird der Islam in der Öffentlichkeit auf die negativen Seiten seiner Praxen reduziert, Muslim*innen sehen sich mit dem Vorwurf konfrontiert, ihre Religion sei gewalttätig, frauenfeindlich und antidemokratisch. Wie gehen Muslim*innen in Deutschland mit diesen Vorwürfen um?

Schröter: Die Zugehörigkeit zu einer der beschriebenen Gruppierungen bestimmt auch die Reaktion auf Zuschreibungen. Während Säkulare, Liberale und Humanisten fordern, dass sich Muslime mit gewalttätigen, frauenfeindlichen und antidemokratischen Texten und Praxen auseinandersetzen müssen, um sie letztendlich auch theologisch zu dekonstruieren und abzuschaffen, beharren die Fundamentalisten darauf, andere Werte und Normen zu vertreten als die

Gesellschaft. Sie konstruieren sich als eigene identitäre Gruppe, die sich fundamental von anderen Mitgliedern der Gesellschaft unterscheidet. Mit Referenzen auf das Prinzip der Toleranz und die verfassungsrechtlich garantierte Freiheit des religiösen Bekenntnisses und der eigenen religiösen Praxis begründen sie ihren Anspruch auf Anerkennung ihres fundamentalen Anders-Seins.

Die Gruppe „Realität Islam“, die diesen Exklusionsanspruch am deutlichsten vertritt, lehnt beispielsweise Integration strikt ab und wirft der deutschen Gesellschaft vor, eine „Wertediktatur“ zu sein.

LS: Auf welche Weise reflektieren die islamischen Gemeinden die Diskussionen in der deutschen Öffentlichkeit, z.B. das Verhältnis zu rechtsstaatlichen Normen oder zu Gender-Debatten?

Schröter: Gewöhnlich bleibt es bei Bekundungen, dass man sich auf dem Boden des Grundgesetzes befinde. Die Diskussionen in der Öffentlichkeit werden als unangemessen abgewehrt. Organisierte Verbandsvertreter möchten Kritik am liebsten gänzlich unterbinden und denunzieren sie als „Islamophobie“ oder als „antimuslimischen Rassismus“. Bezeichnenderweise werden diese Begriffe, die Fundamentalismuskritik wahlweise als krank oder als rassistisch bezeichnen, auch auf liberale Muslime angewandt.

LS: Gibt es in den islamischen Gemeinden eine Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Strömungen islamischer Theologie?

Schröter: Meines Wissens gibt es nahezu keine Auseinandersetzung mit den Ansätzen, die an den universitären Instituten für islamische Theologie entstehen. Die muslimischen Gemeinschaften, die mehrheitlich von ausländischen Mutterorganisationen abhängig sind, folgen den theologischen Vorgaben aus islamischen Ländern. Sie betrachten die modernen Theologien offenbar als Bedrohung ihres eigenen Anspruchs auf Deutungshoheit, blenden sie aus oder lehnen sie gar als unislamisch ab. Die Folgen sind gravierend, da die Absolventen und Absolventinnen unserer universitären Theologien nahezu keine Möglichkeit haben eine Anstellung in einer bestehenden islamischen Gemeinschaft zu erlangen. Ein Politprojekt zur Ausbildung von Imamen an der Universität Osnabrück, das einem Priesterseminar vergleichbar war, wurde deshalb beendet.

LS: Können Sie dies mit Blick auf die islamische Reformtheologie präzisieren? Wie werden besonders die liberalen theologischen Gedanken von den Muslim*innen in Deutschland aufgegriffen?

Schröter: Wie bereits geschrieben, werden diese Ansätze kaum aufgegriffen. Die Mehrheit der stark säkularisierten Kulturmuslime möchte sich nicht allzu sehr mit ihrer Religion auseinandersetzen, da Religion für sie keine zentrale Bedeutung einnimmt. Sie praktizieren eine als private Spiritualität ohne expliziten Textbezug. Da sie sich eher in Sportvereinen, politischen Parteien oder

der Gewerkschaft als in religiösen Gemeinschaften organisieren, fallen sie als Aktivisten für liberale Vereinigungen aus. Aus diesem Grund sind diese numerisch schwach.

Fundamentalisten verstehen die Liberalen als ungeliebte Konkurrenz und tun alles, um sie zu diskreditieren oder sogar einzuschüchtern. Ein Ergebnis ist der traurige Umstand, dass etliche liberale Muslime nur noch unter Polizeischutz leben können. Ich habe dies hautnah bei der Eröffnung der Ibn Rushd-Goethe-Moschee in Berlin miterlebt. Noch in der Nacht der Eröffnung erhielt Seyran Ateş, die das Projekt federführend vorangetrieben hatte, mehr als 100 Morddrohungen. In den folgenden Tagen wurde die kleine liberale Moschee, die unter dem Dach einer christlichen Kirche untergekommen war, dann von der türkischen Religionsbehörde, dem ägyptischen Fatwa-Amt und den iranischen Mullahs als Gefahr für den Islam verurteilt. Diese in jeder Hinsicht unverhältnismäßige Reaktion zeigt, dass die Vertreter des herrschenden konservativen und fundamentalistischen Islam alles daransetzen, Reformtheologien zu verhindern.

LS: Muslim*innen sind als religiöse Akteure öffentlich präsent. Eines der umstrittensten Symbole muslimischen Lebens ist das Kopftuch. Können Sie Ihre Haltung als Sozialwissenschaftlerin dazu kurz umreißen?

Schröter: Das muslimische Kopftuch steht im Kontext einer patriarchalischen Auslegung islamischer Texte und gehört zum festen Bestandteil des sogenannten politischen Islam, der sich durch eine Forderung nach Unterwerfung der Gläubigen unter das vermeintliche Gesetz Allahs auszeichnet. In allen Ländern, in denen sich diese Form des Islam durchgesetzt hat, wird Frauen das Kopftuch – und die Verhüllung des Körpers – mit Gewalt aufoktroziert. Zuwiderhandlungen werden mit drakonischen Strafen geahndet.

Ein Beispiel ist der Iran, wo die Verhüllungspflicht seit der islamischen Revolution von Ayatollah Khomeini erlassen und von einer eigenen weiblichen Scharia-Polizei kontrolliert wurde. Wichtig zu wissen ist, dass sie Teil eines weitaus umfassenderen Pakets an Maßnahmen war, die allesamt darauf abzielten, Frauen zu entrechten und ihren Ehemännern zu unterwerfen. Die Iranerinnen haben sich immer dagegen gewehrt und das tun sie im Moment besonders vehement. Dafür gehen die Frauen große persönliche Risiken ein, denn auf Entschleierung steht Gefängnisstrafe. In diesem Jahr wurde die Anwältin Nasrin Sotoudeh zu 38 Jahren Haft und 148 Peitschenhieben verurteilt, weil sie Frauen verteidigt hatte, die sich entschleierten.

Auch in Deutschland wird in muslimischen Communities Druck auf Mädchen und Frauen ausgeübt, sich „islamisch“ zu verhalten und sich zu verhüllen. Ich habe dies bei meinen eigenen empirischen Forschungen immer wieder erfahren. Auch bei uns ist das Kopftuch Teil eines ganzen Paketes von Verhaltensregelungen, die Frauen und Mädchen diskriminieren. Aus diesem Grund habe ich die

Petition von „Terre des femmes“ gegen das Kopftuch bei Kindern in Schule und Ausbildung unterzeichnet. Jedes Kind sollte die Möglichkeit haben, sich ohne religiöse Reglementierungen frei zu entfalten. Die Entscheidung einer erwachsenen Frau für das Kopftuch sollte aber ungeachtet dieser Argumente ohne Wenn und Aber akzeptiert werden.

LS: Im Mai 2019 haben Sie eine Tagung zum Thema „Das islamische Kopftuch – Symbol der Würde oder der Unterdrückung?“ veranstaltet. Die Konferenz erfuhr eine ungeahnte Resonanz. Gleichzeitig sahen Sie sich massiven Anfeindungen gegenüber. Was sind Ihrer Meinung nach die Hintergründe dafür?

Schröter: Es gibt massive Kampagnen islamistischer Organisationen, die seit Jahren für die Akzeptanz islamischer Normen im öffentlichen Raum streiten. Für diese Gruppen stellt das Kopftuch ein zentrales Symbol ihrer Ideologie dar. Diese Gruppen treffen nun auf Personen aus dem postkolonialen linken Spektrum, die ihrerseits Identitätspolitik betreiben. Im Falle der Konferenz kann man wohl von dem Versuch einer Vereinheitlichung der beiden Gruppen sprechen, die ausprobieren wollten, ob sie sich mit ihrer Forderung nach Zensur durchsetzen können. Das formulierte Ziel war ganz klar: Über das Kopftuch sollte nicht mehr diskutiert werden. Das erinnert stark an Debatten um „safe spaces“, die wir aus den USA kennen.

LS: Ihnen wurde „antimuslimischer Rassismus“ vorgeworfen. Was verbirgt sich hinter diesem Schlagwort?

Schröter: Der Begriff geht auf krude Theorien zurück, die Ergebnis der postkolonialen Theorien sind und einen Rassismus ohne Rassen entwickelt haben. Sie stehen, wie oben geschrieben, in Zusammenhang mit linken Identitätspolitik, die sich mit Ansätzen treffen, die aus einem islamistischen Umfeld stammen. Beide intendieren die Delegitimierung jeder Art von Kritik und fordern letztendlich nichts anderes als Zensur.

LS: Wie gehen Sie mit diesem Vorwurf um, Kritik am Islam sei bereits eine rassistische Haltung gegen eine diskriminierte Minderheit?

Schröter: Ich halte das für ein durchsichtiges Manöver, um Personen zum Schweigen zu bringen, die Missstände bemängeln. Was meine Person betrifft, so kritisiere ich nicht den Islam, den es im Singular gar nicht gibt, sondern patriarchalische Auswüchse einer bestimmten Richtung. Allerdings halte ich auch Islamkritik für legitim. Religionskritik gehört ganz grundsätzlich zum Erbe der Aufklärung und hat immerhin bewirkt, dass im christlichen und jüdischen Kontext Reformen möglich wurden.

LS: Sehen Sie angesichts der Vorgänge rund um die Tagung eine Tendenz im Ringen um die Deutungshoheit eines fundamentalistischen mit einem liberalen Islam?

Schröter: Genau so sehe ich das. Liberale Musliminnen hatten keine Probleme mit dem Thema der Tagung. Im Gegenteil. Letztendlich habe ich mit der Konferenz auf die meiner Meinung nach berechtigten Proteste von liberalen Musliminnen und Migrantinnen aus muslimischen Ländern gegen die Ausstellung „Contemporary Muslim Fashion“ reagiert, die im April 2019 im „Museum für angewandte Kunst“ in Frankfurt eröffnet wurde. Viele dieser Frauen hatten mich angeschrieben und wollten Maßnahmen gegen die Ausstellung ergreifen. Ich habe daraufhin vorgeschlagen, eine Konferenz zu veranstalten, auf der alles diskutiert werden kann, was mit dem Kopftuch zusammenhängt.

LS: Wie sollte die Debatte über den Islam in Deutschland aussehen, auf der Basis, dass „der Islam“ als plurale Religion zu Deutschland gehört?

Schröter: Ich wünsche mir, dass die Pluralität des Islam sichtbarer wird, dass die liberalen und säkularen Stimmen ein stärkeres öffentliches Gewicht erhalten und letztendlich natürlich auch, dass sich in Deutschland ein selbstbewusster und starker moderner Islam entwickelt, der mit den Menschenrechten kompatibel ist.

LS: Und nicht zuletzt: Was wünschen Sie sich von der christlichen Theologie im Dialog mit dem Islam?

Schröter: Ich wünsche mir, dass sich die christliche Theologie nicht mehr ausschließlich von den fundamentalistischen Verbänden vereinnahmen lässt, sondern auch eine Offenheit für andere Strömungen entwickelt. Weiterhin würde ich es begrüßen, wenn der Begriff des Dialogs das konstruktive Streiten um unterschiedliche Positionen beinhalten würde. Ich habe verschiedentlich beobachtet, wie sich Kirchenvertreter mit großem Engagement für die Ehrenrettung fundamentalistischer Funktionäre engagiert und dabei gegen liberale Muslime gestellt haben. Das ist definitiv das falsche Signal. Muslime sind zwar eine religiöse Minderheit, aber sie sind gleichzeitig selbstbewusste Menschen, mit denen man ernsthafte Debatten auf Augenhöhe führen kann, bei denen man nicht einer Meinung sein muss. Ich spreche mich gegen die Kultivierung eines Opferkultes aus und plädiere für einen normalen Umgang unter Bürgern.